

Nikola Hahn
Thoni - der Verlag ohne Bücher
Ein interaktives Schreibprojekt.

Idee

Die zentrale Intention für dieses Non-Profit-Projekt, das die Schriftstellerin Nikola Hahn insgesamt ein Jahr lang anonym sowie unter den Pseudonymen *Der Verleger/Derry Verleger* im Internet führte war es, die Umwälzungen in der Welt der „Büchermacher“ erzählerisch in ebenjenem Medium aufzuarbeiten, das für diese Veränderungen maßgeblich verantwortlich zeichnet.

Verlauf

7. September 2011

Nikola Hahn eröffnet unter den Pseudonymen „Der Verleger“ und „Derry Verleger“ auf blogspot, blog.de und facebook das interaktive Schreibprojekt „*Thoni - der Verlag ohne Bücher*“.

1. April 2012

Ende des erzählenden Teils von „*Thoni - der Verlag ohne Bücher*“.

1. August 2012

Offizielles Gründungsdatum des „realen“ Thoni Verlags.

17. August 2012

Eintrag des Verlags beim Gewerbeamt.

30. September 2012

Abschluss des Projekts mit einer fiktiven Interviewreihe.

Oktober 2012

Der Thoni Verlag geht online und startet mit einem ersten Verlagsprogramm. Übernahme der Facebook Accounts von Derry Verleger (www.facebook.com/derry.verleger) und der Facebook-Seite www.facebook.com/thoni-verlag. Außerdem zeichnet der Verlag für die aus dem Schreibprojekt stammenden Blogs www.thoni-verlag.blogspot.de und (inhaltsgleich) www.thoni-verlag.blog.de (Der Dienst blog.de ist seit Ende 2015 nicht mehr im Netz) verantwortlich.

Intention

Die umfassenden Antworten in der (fiktiven) Interviewreihe mit der „Erfinderin“, die der (ebenfalls fiktive) „Lokaljournalist Rudi Ratlos“ führte, beschreiben gleichwohl die reale Intention von Nikola Hahn für dieses Projekt und werden in der Folge auszugsweise wiedergegeben.

Nikola Hahn im Gespräch über ihr Thoni-Projekt.

Soweit die Texte in diesem Projekt von Nikola Hahn stammen (wie die folgenden Auszüge) dürfen sie unbegrenzt zitiert werden. **Als Quelle bitte nennen: © Thoni Verlag.**

TEIL 1

Von der Passion, sich Geschichten auszudenken.

?: Verraten Sie mir, wie Sie auf die Idee mit dem Thoni-Verlag gekommen sind?

N.H.: Das Logo hatte ich vor längerer Zeit – also lange, bevor ich es dann für diese Geschichte verwendet habe – aus einer Laune heraus entworfen. Ich glaube, ich hatte mich gerade darüber geärgert, dass man mir einen mühsam kreierten Buchtitel wegmarketingen wollte. Wer die Fantasie als Werkzeug hat, kann sich auch Verlage ausdenken.

?: Das heißt, Sie schreiben Bücher, die Sie eigentlich gar nicht schreiben wollen, weil Sie davon leben müssen?

N.H.: Zum Glück, nein! Ich habe zwar gängige U-Literatur verfasst, aber mit höchstem Vergnügen! Nicht das Genre ist das Problem, sondern das Drumherum. Und obwohl ich seit vielen Jahren als professionelle Autorin arbeite, kann ich Ihnen nicht sagen, wer in diesem Karussell nun recht hat. Wer die Henne und wer das Ei ist.

?: Inwiefern?

N.H.: Die Lektorinnen sagen, die Vertreter sagen, die Buchhändler sagen, die Leser wollen das so. Alles klar?

TEIL 2

Vom Luxus, Nein zu sagen.

N.H.: Ich war nie so abgehoben zu glauben, dass das, was ich aus Autorensicht denke, in allen Stufen des Büchermachens und -verkaufs relevant ist. Analysiert man, wie sich welche Bücher auf dem Markt entwickeln, führt das zu der ernüchternden Feststellung, dass Vieles von dem, was Verlage heutzutage tun oder von ihren Autoren fordern, offenbar seine Berechtigung hat. Es ist eine Mär, dass Marketing allein auf Dauer Erfolg bringt. Wenn das Produkt nicht stimmt, ist es eine Eintagsfliege, gut für eine Saison.

?: Aber Sie haben doch auch eine große Zahl an Lesern?

N.H.: Ja. Allerdings habe ich es nie geschafft, einen wirklichen Bestseller zu schreiben, also ein Buch, das innerhalb kürzester Zeit so viele Leser gewinnt, dass es auf die einschlägigen Listen kommt. Meine Romane sind Longseller, sie verkaufen sich sozusagen häppchenweise.

?: Sie haben Freude am Schreiben, genügend Leser sind auch da. Wo ist der Haken?

N.H.: Ich leiste mir einen unglaublichen Luxus in der heutigen Zeit: Zeit. Und setze noch einen größeren Luxus frech obendrauf: die Freiheit, Nein zu sagen.

?: Sie wollen also keine Romane mehr schreiben?

N.H.: Doch. Ich habe aber gemerkt, dass meine Muse äußerst verschnupft reagiert, wenn sie der Meinung ist, dass sie nicht mehr die volle Souveränität hat.

?: Sind Sie Ihrem Verlag gram?

N.H.: Ach woher! Ich war es doch, die das Handtuch geworfen hat. Ich glaube, man hat bis heute nicht verstanden, was meine Intention war. Nun ja, ich gebe zu: Es war vorstellbar, dass die Autorin die Freiheit bloß vorschiebt, um für noch mehr Kohle zur Konkurrenz zu gehen. Was mir absolut fernlag. Im Übrigen erscheint meine Backlist weiterhin in diesem Verlag, und darüber freue ich mich. Das Problem ist, vor allem in den großen Publikumsverlagen, dass Sie sehr schnell auf ein bestimmtes Genre festgelegt werden, vor allem, wenn Sie darin erfolgreich sind. Es gibt Autoren, die kein Problem damit haben, nach Schema F zu schreiben. Ich gehöre nicht dazu. Ich habe von jeher querbeet gelesen und auch querbeet geschrieben. Ich mag Michael Endes *Momo* ebenso wie die *Souveräne Leserin*: ein sorgsam editiertes, wunderschön gemachtes Buch mit einer ungewöhnlichen Geschichte, die pure Lesefreude bringt. Intelligent und inspirierend. Humorvoll und überraschend. Da geht das Leserherz auf. Davon träumt man als Autor, der mit Anspruch unterhalten will.

?: Sie haben immer noch nicht schlüssig die Frage beantwortet, warum Sie den Thoni-Verlag gegründet haben.

N.H.: Die Initialzündung war die Absage eines kleinen, aber feinen Verlags zu meinem neuesten Roman Ende August 2011. Ich habe das Manuskript rund zwei Dutzend Mal drucken lassen und an diverse Leute zum Probelesen geschickt. Die Resonanz war sehr ermutigend. Was danach kam, weniger.

?: Es tut uns leid, aber Ihr Werk passt nicht ins Verlagsprogramm.

N.H.: Ja. Da ich ein selbstkritischer Mensch bin, fällt es mir schwer, eine Sache nur aus einem Blickwinkel zu sehen. Ich habe während der vergangenen Jahre genügend erlebt, um auch die Position der anderen Seite nachvollziehen zu können. Im Übrigen gehört das Hineindenken in andere Menschen zu meiner hauptberuflichen Beschäftigung. Kennen Sie Schulz von Thuns „inneres Team“? Ich habe mir mein „Team Schriftstellerin“ näher angeschaut und versucht herauszufinden, welches Stück sie gerade aufführen.

?: Sie haben sich also eine anonyme Mailadresse zugelegt, auf blog.de und blogspot.com unter dem Label „Thoni-Verlag“ Fantasie-Blogs und bei Facebook einen Account auf Derry Verleger samt zugehöriger Verlagsseite eingerichtet ...

N.H.: Derry war eine Notlösung. „Der“ als Vorname für Verleger hat Facebook nicht akzeptiert. Facebook war übrigens ein Abenteuer! Ich bin regelmäßig im Netz unterwegs, bloggen und „facebooken“ ist mir nicht fremd, aber ich hatte das bis dahin immer unter meinem realen Namen getan und Derry musste höllisch aufpassen, dass er nichts durcheinanderwarf oder ausplauderte. Es ist ein Problem, wenn man sich virtuell und real für die gleichen Dinge interessiert.

?: Das heißt, Sie sind auf Facebook mit sich selbst befreundet?

N.H.: Ich wurde mir mehrfach als Freund vorgeschlagen, ja. Allerdings habe ich generös verzichtet.

?: Was haben Sie noch gemacht, um bekannter zu werden?

N.H.: Kommentare gepostet zu Themen, die mich ansprachen, am liebsten zu Bücherthemen. Seiten geliked. Leute eingeladen, sich mit meiner Thoni-Seite zu verlinken. Den zweiten, der den „Gefällt-mir“-Button gedrückt hat, hab ich gefeiert! Der erste war Derry.

?: Gab es Feedback?

N.H.: Vereinzelt. Anhand der Statistiken konnte ich sehen, dass am Anfang die meisten Leute von Facebook kamen. Wobei es schon anmaßend ist, bei Besucherzahlen von 3-20 Leuten pro Tag von „meisten“ zu reden. Einige der eingestellten Posts wurden nur wenige Male gelesen, einige gar nicht. Manche sehr oft.

?: Haben Sie die Lesegewohnheiten der Leute im Netz bei der Konzeption Ihrer Geschichte berücksichtigt? Mangelnde Geduld? Oberflächlichkeit beim Online-Lesen?

N.H.: Ich hatte ursprünglich vor, längere Texte einzustellen, bin davon aber abgekommen. Dass die Thoni-Geschichte in zwei nahezu identischen Varianten auf blog.de und bei blogspot.com erscheint, ist daraus erwachsen, dass mein erster Account bei blog.de immer wieder technische Probleme hatte und meine Beiträge teilweise über Stunden nicht abrufbar waren. Das ist tödlich, wenn Sie sie nach außerhalb verlinken. Mir hat die „Zweifach-Version“ allerdings gezeigt, dass es nicht egal ist, in welchem „Kleid“ eine Geschichte daherkommt. Und dass Werbung den Lesefluss stört. Man diskutiert ja ein solches „Sponsoring“ auch für Bücher. Ich finde das keine gute Idee.

?: Dieser q1 ist ein wirklich übler Geselle! Auch ein Teil Ihres inneren Teams?

N.H.: Das Faszinierende an der These von Thuns ist, dass die Akteure des Teams per se weder gut noch böse sind, sondern neutrale Eigenschaften und Einsichten verkörpern, die in uns als „Bauchgefühl“, „innere Stimme“, „Gewissen“ und „Vernunft“ zur Sprache kommen. Von Thun beschreibt sehr schön, dass es nicht Ziel sein könne, die unangenehmen und kritischen Stimmen mundtot zu machen oder sie sich abzugewöhnen, weil sie zur Regulierung der angepassten und allzu netten „Lieblinge“ auf unserer Kommunikationsbühne unbedingt gebraucht würden.

?: Und wie haben Sie diese Eigenschaften auf Ihre Figuren übertragen?

N.H.: Ich habe zum Beispiel den Möchtegern-Marketing-Experten Ad erfunden. Vieles, was er sagt, ist richtig, auch wenn es mir nicht gefällt, oder ich es sogar ablehne. Trotzdem sollte man darüber nachdenken. Und was q1 angeht: Er ist Stratege, er plant genau, was er tut. Er sichert sich ab. Aber er hat auch die Fähigkeit, scharf und logisch zu denken, Dinge zu bewerten, sie zu strukturieren und aufzuarbeiten: q1 ist der ideale moderne Mitarbeiter, er agiert flexibel, hoch professionell, ohne Empathie, rein ich- und karrierebezogen.

?: Ein äußerst unsympathischer Mensch.

N.H.: Nach Macht zu streben, ist nichts Schlechtes, das wird es nur dann, wenn der Gegenpart fehlt. Wenn also niemand da ist, der q1 seine Grenzen aufzeigt.

?: Genau das hat der Chronist versäumt.

N.H.: Ja. Der Regisseur hat dem Schauspieler gestattet, das Bühnenbild umzuräumen.

TEIL 3

Ein bisschen Berti fürs Morgen.

?: Welche Bedeutung hat die Geschichte des Thoni-Verlags für Sie?

N.H.: Ich habe, wie erwähnt, einen Hauptberuf und neben dem Schreiben sehr viele andere Interessen. Ich musste dieses Bühnenstück nicht zwingend aufführen, und ich konnte es wegen anderweitiger Engagements auch nicht regelmäßig im Programm haben. Das führte zu unregelmäßigen Spieltagen, wenn man so will. Und es half, mit den Akteuren zwar ein bisschen bissig, aber nicht böse umzugehen.

?: Das Stück ist eigentlich gar keine Verlagsgeschichte, sondern eine Hommage an Bücher, ans Lesen. Bevorzugt in ollen Ohrensesseln, wenn ich mal so frei formulieren darf. Wem Ihre uneingeschränkte Sympathie gilt, ist jedenfalls nicht schwer zu erraten.

N.H.: Ja, den alten Buchhändler mag ich. Berti verkörpert das Gefühl, das man spürt, wenn man einen Duft aus der Kindheit riecht, wenn man etwas isst, das früher die Oma gekocht hat, eine Gegend nach langen Jahren wieder sieht, in der man als Kind glücklich war. Berti ist die Vergangenheit. Deshalb schließt er folgerichtig am Ende der Geschichte seinen Laden.

?: Sie hätten die Macht gehabt, es anders ausgehen zu lassen.

N.H.: Es ist der Gang der Dinge. Wobei ich mir wünschen würde, dass ein bisschen Berti in uns allen überlebt. Für diese Hoffnung steht der Verleger.

?: Welches bisschen?

N.H.: Es gibt eine Passage im Tagebuch des Verlegers, in der er das Besondere an Bertis Art zu sprechen beschreibt: dass ältere Menschen, selbst solche, die nicht studiert haben, über eine ausgefeilte, schöne Sprache verfügen. Sie können sich im wahrsten Sinne des Wortes *bedacht* ausdrücken. Diese Bedachtsamkeit geht zunehmend verloren. Es wird geplappert, parliert und definiert, aber nicht mehr wirklich gesprochen. Man denkt nicht, sondern talkt oder tippt. Insofern hat sich die Befürchtung der frühen PC-Kritiker unter den Autoren bewahrheitet: Dass Texte zunehmend geschwätzig werden, sobald die Möglichkeit besteht, sie ohne jede Mühe unmittelbar am Bildschirm zu korrigieren. Wer noch in der Zeit der mechanischen Schreibmaschinen und mit Tipp-Ex aufgewachsen ist, wird wissen, was ich meine.

?: Noch mal zurück zu Berti. Warum ist ausgerechnet Ihr Lieblingsprotagonist kein Spieler auf Ihrer Bühne? Und was tut er dann überhaupt, wenn er nicht mitspielt?

N.H.: Berti steht hinter dem Vorhang und traut sich nicht raus. Für junge Erwachsene ist Berti kein Mensch, den zu besuchen sich lohnte. Wenn man zwischen Kindheit und Erwachsen-Sein steht, möchte man mit allen Mitteln weg vom Muff, raus in die große Welt, ins pulsierende Leben, online gehen. Wenn der Rausch vorbei ist, wird man feststellen, dass die große weite Welt in Wahrheit aus lauter kleinen Puzzleteilen zusammengesetzt ist, die womöglich spießiger sind als der kleinste Laden es je hätte sein können, und man sehnt sich zurück. Die Sinnesorgane unterstützen das ... ein Geruch, eine Stimme, ein Gefühl, schon ist die Erinnerung da: an vorgeblich glückliche Kindertage, Geborgenheit, Heimat. Manche mögen sich das nicht eingestehen, für andere ist es die scheinbare Lösung all ihrer Probleme. Bei denen ist Berti ein sehr präsender Akteur auf ihrer Bühne – und sie merken nicht, dass die Zuschauer immer weniger werden. Bei den anderen ist Berti im Keller unter der Bühne eingesperrt und hat nicht nur Auftritts-, sondern auch Präsenzverbot. Aber ich glaube, die weitaus meisten Menschen fühlen, dass Berti da ist und sie bedauern insgeheim, dass sie ihn nur so selten bitten, hinter dem Vorhang hervorzukommen. Dass sie keine Zeit mehr haben, auf ein

Pläuschchen zu ihm in den Laden zu gehen und sich mit einer dicken Schwarte in den saugemütlichen Ohrensessel zu lümmeln. Bertis Existenz ist für sie schmerzhaft: Weil sie zeigt, dass Dinge, die ihnen einmal wichtig waren, aus der Mode gekommen sind. Und dass sie selbst älter werden und die Jugend nicht zurückzuholen ist. Genauso wie die Zeit der Postkutschen nicht zurückzuholen ist. Oder die der Schreibmaschine.

?: Der Verleger glaubt daran.

N.H.: Ja, aber er belässt es nicht beim Dranglauben. Was er tut, ist meiner Meinung nach die einzige Möglichkeit, Berti am Leben zu erhalten: Den Laden kann er nicht retten, aber die Idee, die dahinter steht, vielleicht in die Gegenwart tragen, in der die Menschen nun mal leben. Und dazu muss er sich der Werkzeuge bedienen, die in die Jetztzeit gehören und nicht mehr die Wiese mit der Sense mähen.

?: Das heißt konkret?

N.H.: Er muss akzeptieren, dass auch Ad ein Teil dieser Welt ist. Und einen vernünftigen Kompromiss finden.

?: Glauben Sie, dass Derry das gelungen ist?

N.H.: Na also! Wofür hat er denn sonst den Thoni-Verlag gegründet? Andererseits: Womöglich ist tatsächlich für Berti kein Platz mehr auf der großen Bühne? Die Intention eines Autors zu verstehen, ist eine nachträgliche Legitimierung der Freude am Lesen. Aber sie kann die Freude nicht erzeugen. Insofern war das nicht relevant fürs Erzählen.

TEIL 4

Von klugen und von dummen Namen.

?: Wir haben den Verleger, es spielen mit eine Lektorin, der Buchhändler, die Leserin. Und mit Annabelle Chanson ist auch die professionelle Autorin auf Ihrer Bühne vertreten. Und dann gibt es noch diesen unsäglichen Herrn Hundekötter. Schon der Name ...

N.H.: Die Namen der Mitwirkenden sind allesamt nicht besonders originell.

?: Stimmt.

N.H.: In einer Geschichte, die häppchenweise online erzählt wird, müssen die Leser auf Anhieb wissen, wer wer ist. Vor allem, wenn sie über alle möglichen Seiteneinstiege, Links, Verweise womöglich mitten hineinplatzen. Ein Buch liest man von vorn nach hinten, zumindest sollte man das annehmen, und die Charaktere entwickeln sich in der vom Autor vorgegebenen Chronologie. Der Offline-Leser hat Zeit, die Protagonisten kennenzulernen, sich in sie hineinzufühlen. Online geht das nur bedingt. Ein klassisches Mittel, Figuren rasch ihren Rollen zuzuweisen, ist das Verwenden von Stereotypen.

TEIL 5

Vom Leiden des Autors.

?: Zurück zu Herrn Hundekötter. Ein Mensch mit einem solchen Namen provoziert ja geradezu Abneigung.

N.H.: Trotzdem trifft sich der Verleger mit ihm auf der Messe. Weil er merkt, dass hier jemand viel mehr als nur eine Geschichte geschrieben hat. Da hat ein Mensch sein ganzes Leben einem Wildfremden anvertraut, und eine Ablehnung beinhaltet nicht nur die Aussage, dass Hundekötter als Autor keine Chance hat. *Ich lehne deine Geschichte ab*, bedeutet in seinem Fall: *Ich lehne dein Leben ab. Du bist nichts wert*. Ein Problem, das viele Erstautoren haben, weil sie zu autobiografischen Themen neigen.

?: Aber es bleibt ja die Tatsache: Schriftsteller wird der liebe Herr Hundekötter in diesem Leben wohl nicht mehr werden.

N.H.: Genau das ist das Problem: Der Verleger kann es nicht wirklich beurteilen. Er kann nur sagen: Dieses Manuskript geht gar nicht. Und die Arbeit, die vonnöten wäre, bis es ginge, ist ziemlich groß. Will heißen: Um Schriftsteller zu werden, müsste Herr Hundekötter noch viel lernen. Ob er dazu die nötige Einsicht und Ausdauer hat? Das Gespräch auf der Messe lässt eher das Gegenteil vermuten.

?: Diese Lisa Liesmich ist ja wirklich eine seltsame Person.

N.H.: Lisa will gute Bücher lesen, macht aber keine Anstalten, wirklich nach ihnen zu suchen. Was, zu ihren Gunsten muss es gesagt werden, auch zunehmend schwerer wird. Womit wir bei Bertis geschlossenem Laden wären: Es gibt immer weniger Fachkundige, die die Masse an Neuerscheinungen noch kanalisieren und für den Leser vorsortieren könnten. So schwappen sie ungefiltert durch alle Kanäle, und der Leser ist hoffnungslos überfordert.

?: Welche Lösung schlagen Sie vor?

N.H.: Ich habe meine Geschichte nicht geschrieben, um Lösungen vorzuschlagen. Hätte ich welche, die funktionieren würden, hätte ich wohl ausgesorgt. Ich glaube, dass es keine absoluten Lösungen gibt.

?: Haben Sie selbst als Autorin auch schon mit Lisas zu tun gehabt?

N.H.: Allerdings! Und es hat eine Weile gedauert, bis ich eingesehen habe, dass Leser, die sich ärgern, das Recht haben müssen, diesem Ärger Luft zu machen. Immerhin haben sie dem Autor Geld und Zeit geopfert. Was ich nicht akzeptiere, sind persönliche Beleidigungen. Aber davon bin ich, bis auf ganz wenige Ausnahmen, bislang verschont geblieben.

?: Was meinen Sie konkret?

N.H.: Wenn jemand beispielsweise in einem rotzigen Satz zwei Jahre Schreibezeit hinrichtet, indem er sinngemäß schreibt: *Diese Autorin oder dieser Autor sollte mal besser bei Aldi an der Kasse sitzen, statt Papier zu beschmutzen, für das Bäume sterben müssen*. Solche „Rezensenten“ sollten sich fragen, ob sie das einem Autor auch im realen Leben an den Kopf werfen würden. In einer Lesung oder auf der Buchmesse beispielsweise. Verstehen Sie mich nicht falsch: Es ist durchaus legitim, ein Buch zu verreißen, aber nicht den Menschen, der es geschrieben hat. Im Grunde sind wir Autoren sensible Wesen, und irgendwo sitzt immer auch ein bisschen unserer Seele zwischen den Buchdeckeln. Auch wenn`s nur nullachtundfünfzehn Mainstream ist.

?: Welche Kritiken lesen Sie am liebsten?

N.H.: Bei meinen Büchern: natürlich die mit fünf Sternen! Nein, im Ernst: Ich mag es, wenn ich einer Rezension anmerke, dass sich der Leser oder die Leserin mit der Geschichte auseinandergesetzt hat. Oder wenn es mir gelungen ist, sie zu fesseln. Wenn sie das Buch nicht mehr aus der Hand legen konnten. Wenn sie mit den Figuren mitgelitten, mitgefiebert, mitgeweint und mitgelacht haben. Woran man als Autor immer ein bisschen knabbert, sind Negativkritiken, die in der Sache subjektiv angemessen, aber für einen selbst (genauso subjektiv) despektierlich sind. Also: Wenn jemand etwas anderes erwartet hatte, wenn jemand meine Art zu erzählen nicht gefiel, oder gewisse Wendungen nicht, oder die Figuren.

?: Lesen ist subjektiv ...

N.H.: Genau das macht ja das Faszinierende dieses Mediums aus: Jeder liest das gleiche, aber nicht jeder dasselbe, weil jeder Leser die Geschichte mit seinem Leben, seinen Erfahrungen und Wertvorstellungen verbindet. *Wir sehen die Dinge nicht, wie sie sind. Wir sehen sie, wie wir sind.* Diese uralte Weisheit aus dem Talmud sagt viel über das Leben und das Schreiben. Prallen dann zwei sehr unterschiedliche Arten, die Dinge zu sehen aufeinander, verfasst Lisa genervt eine 1-Sterne-Kritik. Andererseits können Negativkritiken, wenn sie gut begründet sind, eine bessere Hilfestellung für andere Leser sein als eine überschäumende 5-Punkte-Wertung, die zwar das Autorenerz erfreuen mag, aber inhaltlich mit: *Super, unbedingt lesen!*, nur die Weltsicht desjenigen spiegelt, dem das Buch gefallen hat. Es wird nicht das Buch gewürdigt und versucht darzulegen, warum es einem anderen Leser auch (nicht) gefallen könnte (was ja der Sinn einer Rezension ist), sondern es wird lediglich die eigene Lesebefindlichkeit kundgetan, ohne die Basis dieser Befindlichkeit zu benennen.

?: Das verstehe ich nicht.

N.H.: Wenn ich als Leserin ein Buch suche, schaue ich mir inzwischen zuerst die negativen Kritiken an. Natürlich nur diejenigen, in denen der Verfasser zu beschreiben versucht, was ihm an diesem Buch missfallen hat. Nicht selten sind das genau die Punkte, die ICH suche, und so können Bücher und Leser auch über 1-Sterne-Rezensionen zusammenfinden. Aber ich betone ausdrücklich: Das ist meine Sichtweise als Leserin. Als Autorin freue ich mich wie Bolle selbst über die banalste Lobhudelei. So sind wir eben, wir Schreiberlinge.

TEIL 6

Wie man sich gut schlägt und einen Verlag gründet.

?: Sie haben erwähnt, dass Sie auch als reale Person im Netz aktiv sind. Warum haben Sie das Projekt Thoni-Verlag nicht einfach als tägliche Fortsetzung in Ihren Blog gestellt?

N.H.: Es war mir wichtig, diese Geschichte nicht nur aus verschiedenen Blickwinkeln zu erzählen, sondern sie auch neutral beim Leser ankommen zu lassen. Das hätte nicht hingehauen, wenn ich sie unter meinem Autorennamen erzählt hätte. Noch dazu als eine Autorin, die gerade dabei ist sich neu zu definieren. Die Intention, diese Geschichte überhaupt zu erzählen, besteht allerdings unabhängig von einer Namensnennung: Ich glaube, dass sich zwar nicht alles, aber vieles in der Bücherwelt ändern wird. Ob ich das im Einzelnen gut oder schlecht finde, mag dahingestellt bleiben. Aber es reizte mich, all diese Eindrücke, Ängste, Gedanken und neuen Ideen nicht nur zu berichten, sondern sie erzählend aufzuarbeiten. Verleger, Lektor, Autor, Buchhändler, Leser: Ich wollte sie lebendig werden lassen, indem ich ihnen Gesichter und Namen gab. Und was lag näher, als das in dem

Medium zu tun, das diese Ängste und Sorgen und neuen Ideen hervorruft? Schon heute haben viele Menschen ein Problem damit, einen längeren Text zu lesen. Insbesondere Jüngere bevorzugen das Lesen am PC, oder per eBook. Und nebenbei sehen sie fern, telefonieren und lesen garantiert nicht die Tageszeitung. Wenn ich aber die neuen Medien – und die damit einhergehenden Kommunikationsgewohnheiten – erzählerisch umsetzen will, hilft es wenig, nur den Inhalt anzupassen. Ich muss mir auch über die Struktur Gedanken machen.

?: Inwiefern?

N.H.: Ein Roman, auf Papier in einem Buch gedruckt, ist eine Einheit, deren Anfang und Ende bei allen Vorgaben immer noch der Autor bestimmt. Und das Kleid zieht der Verlag dem Kind an: Cover, Titel, Schrift, Layout. Die Geschichte kommt in die Läden wie diejenigen, die am Herstellungsprozess beteiligt waren, es festgelegt haben. Der Leser kauft diese Geschichte, und sie gefällt ihm – oder auch nicht. Wenn man es brutal formulieren wollte: Eigentlich könnte es den Autoren, Verlagen und Buchhändlern schnurz sein, ob der Inhalt dem Leser gefällt. Wenn Bücherwürmin Lisa den neuen Roman gekauft hat, sind alle bedient. Auch wenn Lisa ihn nach dem zweiten Kapitel in den Müll wirft, weil sie vor Langeweile Migräne bekommt. Im Netz ist alles im Fluss. Es wird in Häppchen gelesen, kommentiert, geliked und verlinkt. Das muss man beim Erzählen berücksichtigen, ohne das Eigentliche aus den Augen zu verlieren.

?: Das da wäre?

N.H.: Ich habe die altmodische Auffassung, dass es die vornehmste Aufgabe eines Schriftstellers ist, dem Leser eine gute Geschichte zu liefern. Und eine gute Geschichte muss komponiert werden. Selbst wenn sie vordergründig aus dem Augenblick heraus erzählt wird wie die vom Thoni-Verlag, muss sie doch innerhalb eines Rahmens angesiedelt sein, in dem zwar spontanes Handeln und unvorhergesehene Wendungen zugelassen und erwünscht sind, aber nichts, das den Leser aus der Bahn wirft: Die Figuren müssen in ihrem Handeln überzeugend und plausibel sein, die Geschichte muss einen „Aha-Effekt“ haben, der den Lesern am Ende das Gefühl gibt, eine spannende, eine intensive, auf jeden Fall aber eine lohnenswerte Geschichte gelesen zu haben.

?: Wie sind Sie konkret vorgegangen?

N.H.: Ich habe die Texte vorgeschrieben und vor der Veröffentlichung mehrfach korrigiert. Und recht bald gemerkt, dass ich neben dem Chronisten noch andere Helfer brauchte, um den Überblick nicht zu verlieren. Allein die Disziplin, bestimmte Beiträge unter wiederkehrenden Labels oder Tags anzulegen, erforderte einigen organisatorischen Aufwand. Ebenso die einheitliche Gestaltung der Überschriften, damit sich der Leser besser zurechtfindet. Bis sich das alles eingeschliffen hatte, dauerte es eine Weile.

?: Was hat Sie am Erzählen im Netz besonders gereizt?

N.H.: Dass ich das Social Web nicht nur für die Verlinkung meiner Blogs, sondern als Teil der Geschichte nutzen konnte. So wurden beispielsweise Postings der „Thoni-Fans“ und „Derry-Freunde“ sowie „Gefällt mirs“, die Derry in meinem Auftrag drückte, Teil der Geschichte. Ein anderes Beispiel ist die Möglichkeit, aktuelle Artikel und Kommentare einzubinden: Berti und der Verleger sprechen über Bücher und die Probleme im modernen Buchhandel, und ich verlinke dazu einen Bericht aus dem Börsenblatt. Da stirbt ein hoch angesehener Verleger (Herr Keel von Diogenes), der genau diesen alten Verlegertypus verkörpert, den es heute immer weniger gibt, und im dazugehörigen Artikel steht ein Satz, den ich mir für meine Geschichte nicht besser hätte ausdenken können: *Er tat das, was er tat, mit Freude. Das machte seinen Erfolg aus.* In einem Buch kann man solche „Lebenssätze“ als Intro vor die Kapitel stellen und im Anhang ein Quellenverzeichnis anführen, bei Facebook wird der Artikel samt Quelle auf der Seite geteilt und somit unmittelbar in die Geschichte

integriert. Dieses Verlinken, Posten, Gefallen und Seiten-Hopping wird ruck zuck so unübersichtlich, dass es selbst einem gutwilligen Protokollanten nicht mehr möglich ist, alles getreu zu dokumentieren. Indem ich Derry auf der Seite des Börsenblatts oder bei Spiegel-online kommentieren ließ, verwischten sich die Grenze zwischen Fiktion und Realität. Wenn dann, was mehrfach vorkam, eine Mail an Derry eintrifft, dass man seine Kommentare gern auch in der Printausgabe veröffentlichen würde, ist die Grenze überschritten: Die Fiktion ist zur Realität geworden. Aber damit ist sie weder wahr noch wahrhaftig.

?: Auf diese Gefahr wollten Sie mit Ihrer Geschichte aufmerksam machen?

N.H.: Der etwas einfältig scheinende q7 hatte als einziger Protagonist die Möglichkeit, den Fall Thoni vorzeitig zu beenden – und mich zu outen, indem er das einzig Richtige tat: Netzinformationen mit dem realen Leben abzugleichen, vom virtuellen in den realen Raum zurückzukehren, Dinge und Daten kritisch zu hinterfragen. Natürlich steckt da eine Message drin!

?: Können Sie das etwas näher erklären?

N.H.: Wer schreibt: *Wow! Echt geiles Bild*, oder: *Ups, das ist ja super witzig!*, dem traut man im realen Leben nun mal keinen Managementposten in den oberen Etagen zu. Den sieht man in zerrupften Jeans und schweißigem Hemd rauchend vorm PC sitzen, auch wenn das vielleicht gar nicht stimmt. Die Mechanismen, die früher halfen, Dinge und Menschen zu klassifizieren, lösen sich im Netz auf. Und das macht es zunehmend schwer, sich Urteile zu bilden, die über Vorurteile hinausgehen. Und das, obwohl die Menge der Informationen ständig steigt. Ein Widerspruch? Nur auf den ersten Blick. Es ist eine notwendige Folge des Mediums, das großteils davon lebt, dass unablässig gebrabbelt und gepostet wird. Und doch ist soziales Netzwerken mehr als geistloses Geplauder. Es schafft einen Informationspool, und es lässt – und damit komme ich auf meine Rolle als Schriftstellerin zurück – Raum für die kreative Gestaltung (m)einer Geschichte. Letztlich geht es um die uralte Frage: Was ist Schein, was ist Sein? Was ist die Wirklichkeit und was die Wahrheit?

?: Eine Geschichte auf diese Weise zu erzählen, vor allem, die vielen Fäden im Auge zu behalten: War das nicht ziemlich zeitraubend für ein Non-Profit-Projekt?

N.H.: Ich hatte von Anfang an vorgesehen, es einige Zeit zu führen, zu schauen, wohin es führt und es dann zu beschließen. Ich fand, dass der 1. April ein guter Tag wäre, zum Ende zu kommen. Mit Ach und Krach und einigen Nachtschichten habe ich es tatsächlich hinbekommen.

?: Warum war Ihnen das so wichtig?

N.H.: Ich wollte statt „The End“ unbedingt *April, April!* rufen. Außerdem hatte ich danach keine Zeit mehr.

?: Ein neues Buch?

N.H.: Auch das, ja. Ich habe jüngst den Thoni Verlag gegründet.